

**Robert Lorenz**

## **Brunica und Brunica**

### **Gedanken zu einer Mentalitätsgeschichte des Lausitzer Reviers**

Dieser Text soll an einigen Beispielen die Entwicklung des Diskurses über die Verwandlung des mittleren Teils der Lausitz in den letzten ca. einhundert Jahren in jene Landschaft, die heute als „Lausitzer Revier“ bekannt ist, nachzeichnen. Einige der hierfür ausgewählten Texte entstammen der Belletristik und Poesie, den anderen Teil bilden Äußerungen unterschiedlicher Genres der Gebrauchsliteratur. An ihrem Beispiel wird auf eine Problemlage fokussiert, der sich Bergbaubetreiber und ortsansässige Bevölkerung verstärkt erst mit der technischen Durchsetzung des Förderbrückenbetriebs und der mit ihm einhergehenden Aufschließung von Großtagebauen seit dem Beginn der 1920er-Jahre gegenübersehen und die gegenwärtig die gesellschaftliche Kontroverse um diese Art der Energieerzeugung dominiert: die Notwendigkeit, dem großflächigen Tagebaubetrieb eine über Jahrhunderte hinweg gewachsene Kulturlandschaft mit all den sie ausmachenden Elementen einschließlich menschlicher Siedlungen und die an sie geknüpften Alltagswelten zu opfern und die damit verbundene Frage, ob die zivilisatorischen Kosten und der zivilisatorische Nutzen dieses Prozesses in einem vertretbaren Verhältnis zueinander stehen. In drei Schritten soll hierzu für die weitere kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema die Grundierung einiger nach Meinung des Autors zentraler Debattenlinien versucht werden.

#### **1. An der Kante**

„So ändert sich die Zeit. Heute, wo ich diese Zeilen schreibe, steht von Buchwalde, in dem ich selbst eingeborener Besitzer war, wenig mehr. Zwei Gehöfte nur noch, und eine einzige Familie, die ebenfalls bald verschwinden müssen. Die Bagger fressen alles weg. Buchwalde ist verschwunden. Der Name gehört der Vergangenheit an. ... Eine Gemeinde mit 2200 Morgen Land haben die Bagger weggenommen. Dort, wo noch unlängst Buchwalder Bauern so sorgsam ihren Acker bearbeiteten, rattern und brausen jetzt Ungeheuer, deren Geräusche weit und breit zu hören sind. Die Sirenen heulen, als ob ein tausendjähriger Freund und Genosse zum Tode verurteilt, hingerichtet würde. So ist's in der Tat. Nicht ein Stein bleibt auf dem anderen, jede Erdscholle wird verworfen, wer weiß wohin? ... Währenddem ich diese Zeilen beende, scheint mild Gottes Sonne. Sonst Ruhe umher. Ich bin in der neuen Heimat eingelebt. Dort in Buchwalde aber fressen große schwarze, eiserne Ungeheuer weiter. Die alte Heimateerde wird bald verschwunden sein. Aber das sage ich noch: Wenn die letzte Mauer von Buchwalde stürzt und der letzte Obstbaum fällt und ich weiter nichts sehe, als die große, alles vernichtende schwarze Kohlengrube, dann will ich noch einmal hinsehen, mein Haupt entblößen, und der sterbenden Bukojna zurufen: Božemje!“ (LAPŠTICH 2009, 49–53)

Diesen Zeitungs-Nachruf auf sein Heimatdorf verfasste der Landwirt, ehemalige Buchwalder Bürgermeister, Hochzeitsbitter, Gelegenheitsjournalist und Domowina-Mitbegründer Awgust Lapštič (1883–1962) in einer gleichlautenden deutschen und sorbi-

schen Fassung im Jahr 1931. Zu diesem Zeitpunkt hatte der seit 1914 aufgeschlossene Tagebau Werminghoff I den Ort Buchwalde/Bukojna bereits beinahe vollständig überbaggert. Das Dorf, nördlich von Groß Särchen am Schwarzwasser/Čornica gelegen, war die zweite Lausitzer Ortschaft überhaupt, die komplett einer Devastierung anheimfiel. Den Präzedenzfall hatte 1924 Neu-Laubusch/Nowy Lubuš, nur einige Kilometer weiter die Schwarze Elster hinab, gebildet. Seine Devastierung wurde in der literarischen Bearbeitung durch Jan Skala in der Novelle „Stary Šymko“ (1924) zu einem festen Ort der sorbischen Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, mit dem sich eine bis heute auftretende Diskurslinie verbindet, die der sorbischen Landbevölkerung der Lausitz in dem Prozess eine passiv-duldende Rolle zuspricht. Zu Neu-Laubusch existiert aber auch ein anderer Text, der mit dem Awgust Lapštics eine Art Zwiesprache zu halten scheint. Im Heimatbuch des Kreises Hoyerswerda von 1925 schreibt der auf Grube Erika bei Laubusch angestellte Rektor Boezinger in seinem Beitrag „Bauer und Industriearbeiter im Kreise Hoyerswerda. Skizzen aus ihrer Umwelt und ihrem Seelenleben“:

„Eine Erdscholle, die wohl den Bedarf ihrer wenigen Bewohner deckte, aber der Ferne wenig abzugeben hatte – das war Laubusch. So waren viele andere Orte des Kreises in stiller Heide: Einsame Inseln der Selbsterhaltung, abseits gelegen von der hochwogenden Brandung deutscher Wirtschaftsentwicklung. ... Da wurde es mit einem Male anders in wenigen Jahren! Technik und Industrie riefen nach neuem Leben. Die Felder der Gemarkung wurden in ihrer Tiefe durchbohrt und nach dem Vorkommen von Kohle durch die Pioniere der Industrie durchforscht. Erstaunt, noch ungläubig fragend, mit Zweifeln lächelnd sah der eingesessene Bauer die Vorboten einer neuen Zeit. Er kannte doch seine Heimatwelt genau. Sollte es möglich sein? Sollte man u n t e r der Erde [Hervorhebung im Original; R. L.] finden, was so lange der karge, mühsam bebaute Boden nicht gab: Arbeit und Brot für Tausende hier, Erträge für die weite Ferne? ... Neulaubusch mit all seinen Häusern versank; nur ein Haus blieb am Rande der Grube noch stehen und schaut als letzter Zeuge einer vergehenden Gegenwart hinab auf die Grubensohle, wo im Braunkohlenflöz die uralte, einst in der Eiszeit versandete Erdoberfläche wieder im Tageslicht freiliegt. Einst und jetzt – so nahe beieinander und doch zeitlich riesenfern! Einst sorgsam bebaute Feldflächen verschwanden, Wälder sanken dahin, still blinkende Teiche erloschen. Eine alte Kultur starb, aber eine neue wurde geboren, als sich hier die Umwälzung von der Landwirtschaft zur Industrie vollzog. Wo erst 400 Menschen schafften und lebten, sind es nun 4000. Wo erst Wenige vorwiegend den Eigenbedarf deckten, versorgt man nun mit Brennstoff für Haus und Industrie Dörfer und Städte weit in der Ferne.“ (BOEZINGER 1925, 91–97)

Auch bei Boezinger wird der ansässigen Landbevölkerung, deren überwiegend sorbische Sprachzugehörigkeit im Text zeittypisch keine Erwähnung findet, die Rolle der nicht mehr in die Zeitläufe passenden Kultur zugeteilt. Anders als bei Lapštic tritt hier aber die Industriearbeiterschaft und mit ihr auch eine Außenwelt „jenseits der Scholle“ hinzu, die im Text des Buchwalder Bauern völlig ausgeblendet bleibt. Damit wird der Blick auf eine zukünftige Perspektive der nun in ein sich rapide vergrößerndes volkswirtschaftliches Geflecht eingebetteten Region und ihrer Bewohner freigegeben, die bei Lapštic in seinem Blickwinkel des Abschiedsschmerzes und Verlustes nicht vorkommt. Dass diese Industriearbeiterschaft sich aber nicht nur aus zugewanderten Arbeitern speiste, sondern in der Region um Hoyerswerda sehr stark auch aus den alteingesessenen Dorfgeschlechtern rekrutierte, verschweigen beide Texte. Gut die Hälfte der

einstigen Bewohner Buchwaldes, vor allem solche mit eher kleinen Landwirtschaften und kaum wirtschaftlichen Gärtnerarbeiten, wechselten nach dem Verlust ihres Dorfes „die Seite“, so sie ihn nicht als Werminghoffer Schichtarbeiter bereits in den Jahren zuvor aktiv mit vorangetrieben hatten. Sie wurden Einwohner der Werksiedlung Werminghoff, des heutigen Knappenrode/Hórniky, oder pendelten von ihren neuen, nur noch im Nebenerwerb bewirtschafteten Höfen in den Nachbarorten täglich zur Schicht in die 1918 eröffnete Brikettfabrik. Verschiedene Zeitzeugenberichte aus den frühen 1920er-Jahren berichten übereinstimmend davon, dass die damals im Tagebau sowie in der Brikettfabrik Werminghoff vorherrschenden Sprachen unter der Arbeiterschaft Polnisch und Sorbisch waren.<sup>1</sup>

Eine dritte Blickerweiterung gilt es abschließend in dieser ersten Zeitschicht aufzunehmen. Sie bezieht sich auf die in der Braunkohleindustrie neu entwickelte Technologie und steht in ihrer Grundaussage den Ohnmacht, ja sogar Furcht ausdrückenden Worten Lapstichs diametral gegenüber. Anders als Boezinger, in dessen Ausführungen sich ebenfalls eine nicht ganz ausgeräumte Spur von bürgerlicher Industrie-Reserviertheit und damit verbundenem respektvollem Raunen finden lässt, verortet sie sich bewusst innerhalb des Industrialisierungsprozesses als diesen mit Begeisterung für die eigene Biografie annehmenden Entwicklungsweg. Die Rede ist von den Lebenserinnerungen Konrad Zuses (1910–1995), dem späteren Erfinder des Computers. Wie August Lapstich fuhr auch der damalige Hoyerswerdaer Gymnasiast an den Rand der Tagebaue. Rückblickend beschreibt er seine Empfindungen beim Betrachten der Szenerie so:

„In Hoyerswerda gab es endlich auch eine technische, eine technisierte Umwelt. Nicht weit von der Stadt lagen modern eingerichtete Braunkohlengruben und das bekannte, der Aluminiumgewinnung dienende Lautawerk. Die großen Abraumförderbrücken gaben mir eine erste Vorstellung von einem automatisierten, technischen Zeitalter. Mit Begeisterung versuchte ich, diese Giganten mit meinem Stabilbaukasten nachzubauen.“ (ZUSE 1992, 208)

## 2. Im Berg

In der sich als Arbeitsgesellschaft verstehenden DDR sollte ab 1949 die positivistische Technikbegeisterung des jungen Konrad Zuse zum gesellschaftspolitischen und kulturellen Ideal werden. Dem Kohlekumpel fiel innerhalb dieser Bewegung früh ein besonderer Symbolwert zu. Im Lausitzer Revier, im „Energiebezirk Cottbus“, schuf der junge Staat einige der Kristallisationspunkte seines Wohlstands- und Zukunftsversprechens. So wurden Hoyerswerda-Neustadt und das Kombinat „Schwarze Pumpe“ ab 1955 zu gesellschaftlich herausragenden Sehnsuchtsorten des Landes stilisiert, in denen sich die Herausbildung des „sozialistischen Menschen“ beispielhaft vollziehen sollte. Die mittlere Lausitz war bereits seit dem Aufkommen der großindustriellen Kohleindustrie im Ausgang des 19. Jahrhunderts zur Einwanderungsregion für mitteleuropäische Arbeitsmigranten geworden. Im Rahmen des „sozialistischen Aufbaus“ wurde dieser Prozess nun auch literarisch endgültig als aktive, bewusste Beheimatung beschrieben, als neue Landnahme im Dienst des gesellschaftlichen Fortschritts. In den Tagebucheinträgen

<sup>1</sup> Die polnischen Wanderarbeiter von Werminghoff wurden erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs sukzessive durch nun wieder in steigender Anzahl zur Verfügung stehende deutscher Arbeiter ersetzt.

Brigitte Reimanns (1933–1973) aus ihren Hoyerswerdaer Jahren spiegelt sich das in einer Passage zu ihrem ersten Besuch 1959 noch vor der endgültigen Übersiedlung so wider:

„Hoyerswerda ist überwältigend, das Kombinat von einer Großartigkeit, dass ich den ganzen Tag wie besoffen herumliefe. Beschreibungen will ich mir versagen – H. und das Kombinat werden noch oft genug – falls dies literarisch zu bewältigen ist – in Erzählungen oder sogar einem Roman auftauchen. ... Lehmann fuhr uns den ganzen Morgen in der Neustadt herum; ich war bezaubert von den bunten Wohnblöcken, von dem gewaltigen Bauvorhaben begeistert. Eine schöne, moderne Stadt wächst hier, und man kann ihr beim Wachsen zusehen. Eine optimistische Landschaft – vielleicht kann ich hier innerlich gesund werden.“ (REIMANN 1997, 120–121)

Den Roman zu dieser neuen Stadt sollte sie dann selbst verfassen. Analog zu ihrer dem Tagebuch anvertrauten Erstbegegnung mit „Neustadt“ lässt sie auch ihre Heldin Franziska Linkerhand in positiver Hochstimmung anreisen. Kurz vor der Ankunft begegnet Franziska im Zug mit einem Lausitzer Bauern symbolisch der versunkenen Zeit von Awgust Lapstich, für deren Verlustperspektive sie nur noch das distanzierte Mitleid einer von ihr bereits entfremdeten Angehörigen der neuen Epoche aufzubringen vermag:

„Eine Landfremde, eine, die noch ahnungslos und unbelehrt war – er wurde geschwätzig, er war voller Galle und musste sich Luft machen in einem Strom von bitteren Klagen, die Franziska nur halb verstand, denn er sprach einen harten Dialekt, gaumig, mit rollendem r, das alle anderen Konsonanten niederwalzte und zerquetschte: Wie die Zigeuner sind sie gekommen ... lauter fremdes Volk ... sie haben die Erde um und dumm gewühlt ... sie haben uns von Haus und Hof vertrieben ... (Vertrieben, na, der wird eine ganz anständige Abfindung eingesteckt haben, die Bauern lassen sich nicht übers Ohr hauen.) ‚Mit Geld‘, sagte der Alte, ‚lässt sich nichts gutmachen. Wir, wir haben über hundert Jahre auf unserem Hof gegessen.‘ Meine Familie hat einen respektablen Verlag gegründet und über hundert Jahre Bücher gedruckt, heul ich etwa? Keine Träne für Unabänderliches. Sein Pech, dass der Urgroßvater seine Ställe und Scheunen auf Braunkohle gebaut hat ... Sie fand Roggenfelder hübsch, Klatschmohn, die blaugrünen, vom Wind niedergedrückten Halme, und der Duft frisch gemähter Wiesen entzückte sie, Städterin, Pflastertreterin, aber sie war außerstande, fetten von magerem Boden, Halbblüter von Kaltblütern zu unterscheiden, und hielt Leute, die sich an ein paar Hektar klammerten, drei Kühe hätschelten und auf Knien über ihren Kartoffelacker krochen, für hoffnungslos altmodisch. Mit Bulldozern haben sie unser Haus niedergemacht ... ‚O je, tatsächlich?‘, sagte Franziska, sie hatte den Alten und sein zänkisch-wehleidiges Gerede satt, er tat ihr leid, dem waren die Bulldozer mitten übers Herz gerollt, und sie hatte ihn satt, weil er ihr leid tat. Armer Alter, dem war nicht mehr zu helfen ...“ (REIMANN 1974, 119–122)

Ein Jahrzehnt nach Brigitte Reimann kam Bernd-Dieter Hüge (1944–2000) wie so viele Tausende als Arbeiter ins Senftenberger Revier, gründete eine Familie und blieb. In seinen in den 1980er-Jahren publizierten Gedichten beschreibt er das Lebensgefühl einer vom Kohlebergbau dominierten Landschaft und den Beheimatungsprozess der Menschen in dieser Industrieregion:

## MEINE VERSE

Erscheinen mir oft  
 So sehr klein jetzt:  
 unwichtig und leer  
 bei diesem Froste.  
 Denk ich an die Leute  
 Da draußen:  
 wo der Absetzer beinah  
 in mein Fenster ragt.  
 Die Leute dort  
 färben rot unsre Ofen-  
 türen, wenn sie Kohle  
 aus dem Bauch der Erde  
 eintagaus freilegen:  
 Ihre Verse sinds, die  
 kann jeder messen  
 mit dem Gliedermeßstab  
 VON WÄRME UND LICHT  
 (HÜGE 1980, 69)

In diesen Zeilen klingt ein Motiv an, das im medialen Diskurs des Lausitzer Reviers in den DDR-Jahren dominant war und das bereits in den Worten des Rektors von Grube Erika kurz aufschien: die Arbeit „in der Kohle“ im Dienst des Allgemeinwohls des ganzen Landes. Über die berühmte Losung „Ich bin Bergmann, wer ist mehr?“ erfolgte hier die Konstruktion eines positiven Selbstbildes wie auch eines regionalen, an die Kombinatstrukturen gekoppelten Bewusstseins, über den Stolz auf die geleistete Arbeit. Hüges Gedicht weist an seinem Ende darüber hinaus aber auch auf eine Schattenseite dieser Identitätsstrategie hin, die im offiziellen Sprechen über die Lausitz weitestgehend ausgeklammert blieb: Sie ließ kaum andere Individuisierungspfade neben sich gelten. So gut wie jeder/jede und alles ist hier „Revier“ und „Kohle“ und hat sich dieser allgegenwärtigen Funktion unterzuordnen. So fällt das Heimatbekenntnis zu seiner Stadt Senftenberg in einem anderen Gedicht Hüges dann auch zwiespältig-gebrochen und fragend aus:

## GERN PFLANZE ICH

mein Stammholz in dich ein,  
 Stadt an Elsters Damm, so  
 sagte Unruhe voll Beharrlichkeit,  
 und auch: Bist mir ein Wunder  
 aber nicht. Deine Kohlenbäuche wenden  
 alle sich zu Abraumrücken um. Deine  
 Horizonte teilen Förderbrücken ein.  
 Nimmst in deine Arme aus  
 Verschwundnen Dörfern Kumpel, Habe  
 und Vergangenheit auf. Deine  
 Fahnenmasten sind die Schlote  
 und sind stets bei Tag und Nacht  
 geflaggt von Rauch.

Und Unruhe erklärte: So  
bleib ich hier und säume schon  
mit tausend Fragen deine Wege  
und die Ufer eines klaren Sees.  
Mußt mir Antwort geben, Stadt,  
wenn auf Brücken alle Zweifel  
wehn und Wimpel sind. Denn  
hier hat Erdin nämlich  
brauchbare Wüste, und so grabe ich  
MICH IN DICH EIN  
(HÜGE 1979, 135)

In dieses Bekenntnis ist auch der Verlust mit eingeschrieben, die Verbundenheit erwächst anstatt aus der typischen romantisierenden Idealisierung von „Heimat“ vielmehr aus ihrer Entidealisierung und Dekonstruktion. Dieses Heimatbekenntnis zum Revier und seiner industriellen (Stadt)Landschaft ist ein Bekenntnis *ex negativo*, aus dem herkömmliche Vorstellungen von Idylle nachhaltig ausgetrieben wurden.

Das damit hier berührte Motiv der „schwierigen Heimat“ stellt eine mögliche Verbindung zum Struga-Essay von Kito Lorenc (geb. 1938) dar. Der 1966 zunächst in Obersorbisch publizierte Text des aus Schleife/Slepo bei Weißwasser stammenden Dichters bildet in der sorbischen Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts einen zentralen Fixpunkt. Lorenc unternimmt in ihm eine Art identitäre Befragung des Schleifer Kirchspiels mit seiner starken sorbischen Tradition und konfrontiert die Dörfer seiner zweisprachigen Kindheitslandschaft und ihre Bewohner mit den modernen Zeitläufen in der DDR und ihrer Verstricktheit in diese. Eine Kernsentenz lautet:

„Nein, sofort wurden die Sorben von der demokratischen und sozialistischen Umgestaltung dieses Landes erfasst, gaben ihr einen guten Teil unverwechselbare Eigenheit, machen sie gerade in der gegenwärtigen atemberaubenden, Menschen und Sprachen und Sitten durcheinanderwirbelnden Industrialisierung der Lausitz differenzierter, konfliktreicher, farbiger. Wir aus den Strugadörfern bekennen uns zu dieser schwierig-schönen Praxis, wir machen sie ja. Wir geben ihr unsere Heidewälder und Dörfer unter die Bagger; wir geben ihr unsere alte Struga, die wir in ein künstliches Bett leiten und mit unseren Abwässern verseuchen. Und wir geben ihr unsere Sprache in unseren Gedichten und sehen doch schon, dass es auch kein Sprachraum sein kann, der ihnen Genüge täte.“ (LORENC 1981, 581)

Die sorbische Bevölkerung der mittleren Lausitz steht hier in ihrer Darstellung nicht mehr länger ohnmächtig duldend am Rand des Geschehens. Sie steigt auch nicht mehr wie aus einer anderen Zeit als Zeuge einer vergangenen, zivilisatorisch überwundenen Kultur herauf. Vielmehr ist sie selbstverständlicher und aktiv handelnder Teil eines Modernisierungsprozesses, aus dem es keine Umkehr mehr gibt und der Opfer verlangt, die für die eigene Minderheitenkultur in ihrer Tragweite sehr weitreichend sind.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> 1984 im Interview-Nachwort zu „Wortland“ hat Kito Lorenc sich rückblickend dann bereits kritisch mit seiner eigenen Position aus dem Struga-Essay von 1966 auseinandergesetzt, die er nun als „eine Art lyrische Kohleveredlung“ beschreibt und hinterfragt. Der Hinweis sei hier auch deswegen angebracht, um darauf hinzuweisen, dass der Lausitzer Kohlediskurs auch aus der Perspektive eines Einzelnen einer zeitlichen Kontextualisierung sowie der Selbst-

Was am Ende der Wegstrecke als Ziel erreicht werden wird, können die Menschen des Reviers mit ihren unterschiedlichen Wurzeln nicht abschätzen. Ein Zurück oder auch nur ein Innehalten scheint im Rahmen der Bestrebungen der DDR um eine autarke Energieversorgung ab der Mitte der 1970er-Jahre kaum möglich. Innerhalb weniger Jahrzehnte ist das Revier zur Heimat geworden. Welch weiter emotionaler Weg dabei in diesem kurzen Zeitraum zurückgelegt wurde, sollen zum Abschluss dieses zweiten Abschnittes zwei Heimatgedichte unbekannter Autoren in ihrer Gegenüberstellung verdeutlichen. Das erste Gedicht erschien unter seinem sorbischen Originaltitel „Na lubowanu Bukojnu“ in den in Bautzen gedruckten „Serbske Nowiny“ am 12. Mai 1860. Es wird durch all die typischen Versatzstücke ausgezeichnet, die Heimatlyrik zu Erbauungszwecken für breite Leserschichten seit jeher prägen. Dass von dem im Gedicht in den höchsten Tönen gelobten Buchwalde und seiner Flur nur sieben Jahre später kein Stein mehr auf dem anderen stehen wird, seine Bewohner die jahrhundertealte Siedlungsstelle auf immer verlassen müssen und ein großer Teil von ihnen Arbeit innerhalb eines technologischen Prozesses findet, der in den Jahren darauf immer neue Wiederholungen dieses Vorgangs nach sich ziehen soll, erscheint in der stets auf Unabänderlichkeit ausgerichteten Perspektive dieser Lyrikgattung schier undenkbar. Demgegenüber steht das Heimatgedicht eines Widmungsbogens zum „Härtewinter 1986“ aus der Sammlung der Energiefabrik Knappenrode. Die „Winterkämpfe“ der DDR waren im Revier konstitutiv für die gemeinschaftliche Identitätsbildung. Im Gedicht ist das landwirtschaftlich-bäuerliche Dorfidyll einer in ihrer Schönheit wie schon bei Hügel gebrochenen Bergbaulandschaft gewichen, die von den Versatzstücken der alten Heide-landschaft lediglich romantisierend umrahmt wird. Nur das an diese verwandelte Landschaft herangetragene Sentiment ist gleich geblieben und verbindet genretypisch die beiden Texte:

Auf das geliebte Buchwalde

Oh Buchenwald, du stiller Ort,  
bist guter Menschen Hort geblieben,  
bin abends hier so gern bei dir:  
du bist die Heimstatt meiner Lieben.

Hat Vogelsang hier schönren Klang  
als dort auf weiten, freien Feldern,  
und das Getier versteckt sich hier  
und in den nahen, dunklen Wäldern.

Wie satt im Grün die Gärten blühn  
und gute Früchte sie uns geben.  
Wie wogt und wellt das weite Feld  
und bringt uns reicher Ernte Segen.

Wie leuchten froh und glühen – so  
wie Rosen hinter Gartenhecken –  
die Mädchen klein, die Frauen fein  
und schmücken dich in allen Ecken.

Gedenken an den Härtewinter 1986–87

Niederlausitz ist mein schönes Heimatland,  
wo die Kohlengruben wachsen weit ins Land,  
wo die Schornsteintürme ragen hoch hinaus,  
da ist meine Heimat, da bin ich zu Haus.

Wo Kohlenstaub uns jeden Raum verdreckt,  
wo Dampfgeheul aus tiefem Schlaf uns schreckt,  
wo die Blumen tragen schwarzen Blütenstaub,  
da ist meine Heimat, da bin ich zu Haus.

Wo die Kippen ragen hoch aus weißem Sand,  
wo die Bagger fördern schwarzen Diamant;  
wo die Menschen haben frischen, frohen Mut,  
da ist meine Heimat, da gefällt's mir gut.

Niederlausitz ist mein schönes Heimatland,  
wo die Kohlengruben wachsen weit ins Land,  
wo der Bergmann grüßt mit seinem: „Glückauf“,  
da ist meine Heimat, da bin ich zu Haus.

---

befragung und einer mit ihr einhergehenden Entwicklung unterliegen. Siehe: LORENZ 1984, S. 162ff.

Oh Buchenwald, geliebter Ort, sollst lang noch grünen uns und blühen. An dich denk ich und liebe dich, zu dir wird es mich immer ziehen. (H. B. 2009, 3)	Niederlausitz, bist mein schönes Heimatland, wo der gelbe Ginster blüht am Wegesrand, wo die Heckenros' in allen Farben prangt, bist du, Niederlausitz, schönes Heimatland. (N. N. 1987)
--	--

### 3. Auf der Kippe

Beschreiben die zwei durch mehr als einhundert Jahre getrennten Heimatgedichte also am Ende ein durchaus ähnlich tiefes Verbundenheitsgefühl der Menschen gegenüber einer allerdings massiv verwandelten Region, so trennt diese doch ein strukturell gravierender Unterschied: Der agrarischen Lausitz des Gedichts von 1860 liegt ein wirtschaftlich nachhaltiger Rohstoffkreislauf zugrunde, auch wenn seine volkswirtschaftliche Bilanz überschaubar ausfällt. Das industrialisierte Lausitzer Revier im zweiten Gedicht ist hingegen als Bergbauregion eine Landschaft des linearen und damit endlichen Ressourcenverbrauchs.

Dieser Aspekt des Temporären beschäftigte bereits Brigitte Reimann in „Franziska Linkerhand“. Dem anfänglichen Hochgefühl ihrer Heldin folgt, spiegelbildlich zu Reimanns eigener Hoyerswerda-Ernüchterung, auch der literarisch gewendete Zweifel an „Neustadt“ und seiner Zukunftsfähigkeit:

„... und zum erstenmal dachte sie mit einer Art kalter Schadenfreude an die Vergänglichkeit dieser Siedlung, ihr Leben, das kurz sein wird wie das einer Goldgräberstadt: die Kinder der Rollschuhläufer werden schon in fremden Städten arbeiten, wenn Bagger ihre Zähne in die Eingeweide dieser Straße schlagen und die Blöcke in Rauch und Staub zusammenstürzen, und die Wasser werden steigen und Boote mit weißen und orangenen Segeln über die Plätze und Viertel der Stadt gleiten, Vineta ohne Glocken, und über versunkene Erinnerungen an Kreiselenspiel, Autolack und Asphalt und an die Kohlenflöze und Quittenblüten und Tellerklirren zur Abendbrozeit. [...]

Die schwangeren Frauen, deren Kinder in fremden Städten leben werden, und die aus den Schichtbussen drängenden Männer, die tief liegende, schon kärgliche, bald unergiebig Kohleflöze abbauen; sie wissen, eines Tages werden Computer das fernere Schicksal der Stadt errechnen, also das Schicksal ihrer Bewohner, ihre künftige Behausung, ihre neuen Berufe, Chemiarbeiter statt Bergmann zum Beispiel; trotzdem richten sie sich ein wie für die Ewigkeit, zeugen Kinder und pflanzen Bäume, und sie machen Gärten aus den öden Rasenflächen: sie machen sich eine Heimat.“ (REIMANN 1974, 490–491, 507)

Textimmanent fällt bei dieser Passage aus dem 1974 posthum und unvollendet publizierten Roman zunächst auf, dass die Autorin die Möglichkeit ausschließt, dass „Neustadt“ und sein Revier auch nach dem nächsten Technologiesprung eine ökonomische Daseinsberechtigung haben und in seinem Rahmen selbstständig agierende Akteure oder relevante Schauplätze sein könnten. Auch der vorgeblich sozialistischen Musterregion liegt damit ein kapitalistisches Marktprinzip zugrunde: Angebot und Nachfrage. Die nach wie vor peripher liegende Lausitz bietet Kohle an. Kann sie dies nicht mehr oder wird diese vom Zentrum nicht mehr nachgefragt, zieht die Karawane der Moderne weiter. Wer an ihr beteiligt bleiben möchte, muss sich ihr anschließen und gehen.

Mit Blick auf die wirtschaftlichen und strukturpolitischen Abläufe nach 1989 in weiten Teilen des Reviers muss diese Sicht der Dinge als prophetisch gelten. In atemberaubender und für die Betroffenen oft kaum zu beherrschender Geschwindigkeit kollabierten mit dem massiven Rückgang der Braunkohleförderung in der Region die bisher gültigen Gewissheiten und an sie geknüpften Zukunftsentwürfe. Innerhalb weniger Generationen brach damit zum zweiten Mal die dominante identitätsbildende Erzählung von der Arbeitswelt der mittleren Lausitz in sich zusammen. Der Unterschied zur Situation am Beginn des Reviers bei Awgust Lapštich und Konrad Zuse ist, dass nun eine allgemein akzeptierte Erzählung davon fehlt, wie es wirtschaftlich weitergehen kann. Die seither entwickelten Handlungsstrategien divergieren stark, stehen teilweise zueinander in Konkurrenz und beinhalten Risiken, Fragezeichen und schwer einschätzbare Unsicherheiten. Das Revier ist plötzlich vielstimmig geworden und der eine, Halt bietende Entwurf von der nun zu entwickelnden Identität ist einer Fragmentierung gewichen.

Für die Anfangsjahre dieses bis heute nicht abgeschlossenen Transformationsprozesses war die Stimme Gerhard Gundermanns (1955–1998) eine, die sich regional wie überregional Gehör verschaffen konnte, da sie die Gefühlslage vieler verunsicherter Menschen der „Neuen Bundesländer“ am Fallbeispiel des Lausitzer Reviers in Texte zu gießen vermochte, in denen sich viele Betroffene aufgehoben fanden. Die mit dem weitestgehenden Zusammenbruch der Kombi-Strukturen der DDR verbundene Entwertungserfahrung der eigenen, bisher erbrachten Lebensarbeit ist dabei für die eben noch beim gesellschaftlichen Prestige eine absolute Spitzenposition einnehmenden Kohlekumpel besonders krass. In einem als Buch 1996 publizierten Gespräch mit dem Liedermacher formulierte der Journalist Hans-Dieter Schütt diesen Imageabsturz in einer Frage so:

„Während der letzten fünf Jahre hat sich der Bergmann ruckartig vom Helden der Nation zum Backpfeifenautomaten des Volkes und auch der Politik verwandelt.“  
(SCHÜTT 1996, 32)

Gundermann antwortet darauf mit folgender Reflexion über die Lausitz, die Kohle und die Menschen, die von ihr leb(t)en:

„Wenn von Braunkohle die Rede ist, dann auch gleich von Schadstoffemissionen und weggebaggerten Dörfern. Das ist auch alles richtig. Aber in dieser Diskussion wird meist vergessen, dass hier nur ein gut sichtbarer, extrem schmerzhafter Modellfall vorliegt – für eine Konfliktsituation, die auf die Gesellschaft insgesamt zutrifft: Die Menschen die VON der Industrie leben, können nicht MIT der Industrie leben [Hervorhebungen im Original; R. L.]. Schmerzhaft im Bergbau ist besonders: Alles, was wir verbrauchen, wie es so schön heißt, ist auch verloren. Wenn wir traditionell Energie gewinnen, indem wir Heimat verheizen, ist Wärme gewonnen, aber Heimat verloren. Es tut so weh, weil der Konflikt hier in der Lausitz Mann gegen Mann abläuft: Bergleute, die für ihre Arbeitsplätze demonstrieren, stehen gegen Dörfler, die ihre Lebensplätze verteidigen. ... Ich denk mir: So wie es einen Generationenvertrag gibt, müsste es auch so eine Art Technologievertrag geben. Ich weiß, dass Braunkohleförderung eine erd- und menschengeschädigende Arbeit ist, zugunsten eines aktuellen menschlichen Nutzens. ... Nun mache ich also Energie, die gebe ich Leuten, die in ihrem Büro unter einer Lampe sitzen, und die sollen nachdenken und zeichnen und Lösungen finden, wie man den Strom auf bessere Weise kriegen kann. Ich fahre also nur so lange Bagger, bis der Technologie unter seiner Schreibtisch-

lampe fertig ist mit seinen Forschungen und Entwicklungsangeboten. Das wäre für mich der Punkt. Aber nichts da. Die Gesellschaft sagt nur, Mensch, Gundermann, du Barbar, mach unsere Dörfer nicht kaputt! Sie sagt aber nicht, Wissenschaftler, beei dich mal, entwirf Zukunftstechnologien, der Gundermann will endlich runter vom Bagger!“ (SCHÜTT 1996, 32–35)

Der Lausitzer Liedermacher spricht hier einige Punkte an, die gegenwärtig im Rahmen der politischen Debatten um die „Energiewende“ den deutschen Diskurs beherrschen, aus dem, anders als 1996 zum Zeitpunkt des Gesprächs von beiden Teilnehmern wohl vermutet, auch die Lausitzer Braunkohle als Energieträger noch nicht vollends verschwunden ist. Was bis heute gleich geblieben ist, ist die defensive Position, in der sich der Energiezweig und die in ihm Beschäftigten nun befinden. Es gibt anders als vor 1989 in Deutschland derzeit keine gesamtgesellschaftlich eindeutig positiv gewertete Erzählung von der Braunkohleindustrie. Weder werden wie in der DDR ihre Apparaturen und Technologien republikweit als staunenswerte Errungenschaften der Ingenieurskunst gefeiert. Noch stellen die in der Industrie beschäftigten Menschen mit ihren Leistungen heute Helden des Alltags dar oder erfährt ihre Arbeit medial eine Würdigung als Dienst für die Allgemeinheit. Damit entfällt aber für die mit dieser Industrie sozialisierten und biografisch verbundene Menschen des Lausitzer Reviers eine wichtige Stütze ihres, wie in Teil zwei gezeigt, durchaus widersprüchlich aufgebauten Heimatgefühls. Interessanterweise trennt ja auch Gundermann selbst in seinen Worten Heimat von „der Kohle“ ab und verortet sie wieder allein „beim Dorf“. Das in den DDR-Jahren aufscheinende industrialisierte Heimatverständnis ist damit offenkundig an diesem Punkt gescheitert, und wir stehen wieder mit Awgust Lapstich an der Kante. Nur sind in der Zeit dazwischen den Menschen dieser Landschaft größtenteils die sorbische Sprache und damit der Zugang zu einem Teil ihres Erbes abhandengekommen. Und jetzt gehen auch noch die Kinder fort, für die man all die Arbeit auf sich genommen hatte und in vielen Fällen als junger Mensch einmal hergezogen war. Auf „Engel über dem Revier“, dem letzten Album vor seinem Tod, hat Gerhard Gundermann 1997 dieses Thema in verschiedenen Liedern umkreist. Im Finale von „Wer hat ein helles Licht bei der Nacht“, einer bitteren Replik auf das „Steigerlied“, heißt es in der letzten Strophe:

Das Gold der Helme färbt keine Äpfel, silbernes Geld lockt keine Fische,  
Insekten mit schwarzen Leibern trinken von unserem Blut.  
Wir haben im Berg unsre Alten vergessen, der Berg hat unsere Kinder gefressen,  
die silbernen Gucklöcher im Himmel wachsen nun zu.  
(GUNDERMANN 1997)

In „Owehoweh“ wiederum begegnet man einem tastenden Blick nach vorn, der für Gundermann mit einer Rückbesinnung auf das Leben „vor der Kohle“ womöglich einen neuen Halt finden kann:

Hier draußen vergeht den Apparaten das Klingeln,  
hier draußen, wo nachts im Wald die Steine schrein.  
Von denen lernen wir jetzt wieder weinen und singen  
und ansonsten stille zu sein.  
(GUNDERMANN 1997)

Was hier lyrisch beschrieben wird, ist eine Art „emotionale Rückabwicklung“ der Bergbauvergangenheit der Lausitz und ihrer Bewohner in einem quasi naturmagischen

Prozess, dem aber auch etwas Verstörendes anhaftet. Es mögen einem dazu die Bilder vom großflächigen Abriss von Plattenbauten in den einstigen Bergarbeiterstädten des Reviers im Rahmen des „Stadtumbaus Ost“ in den Sinn kommen. Die Rückkehr des Wolfes in die Lausitzer Heide ist ein anderer, hoch symbolbehafteter und von widerstreitenden Emotionen begleiteter Prozess, der in diesen Diskurs gehört. An seinem Beispiel wird dabei auch die Ambivalenz deutlich, die diesen Entwicklungen in den Augen vieler Menschen des Reviers innewohnt. Zwar müsste die über Jahrzehnte währende Ausräumung weiter Flächen der Lausitz von beinahe jeglicher Zivilisation durch die Tagebaue als eine von mehreren Ursachen für die Wiederansiedlung der menschen-scheuen Tiere mit in die Betrachtung aufgenommen werden<sup>3</sup> – womit die technische Unterwerfung der Kulturlandschaft unter das Primat der Rohstoffgewinnung also im Ergebnis die Rückkehr der „Wildnis“ nach dem Abzug der Bagger selbst mit vorbereitet hat. Allerdings wird dieser Zusammenhang noch kaum gesehen, da er ein Fortschrittsideal hinterfragt, an das sich wie gezeigt der eigene Identitätsentwurf als Bewohner des Reviers koppelt. Vielmehr wird „der Wolf“ zur Chiffre für das verbreitete Gefühl, als Region in der Peripherie vom Zentrum eben diesem überlassen zu werden.

Die Lausitz „nach der Kohle“ zu denken, womöglich zum Teil auch wieder in den kleinräumigeren Strukturen aus der Epoche vor der Ankunft der Tagebaue, ist eine Herausforderung, die sich im Jahr 2014 in regulär verlaufenden kulturgeschichtlichen Bahnen unterdessen der nächsten arbeitstätigen Generation und damit den Kindern und Enkeln der einstigen Kohlekumpel stellen würde. Das Dilemma des Lausitzer Reviers ist es nun, in Anlehnung an ähnlich krisenhafte, monostrukturell geprägte Regionen der industriellen Moderne weltweit, dass eben diese Kinder- und Enkelgeneration massenhaft das Revier verlassen hat und dies noch immer überproportional stark tut. Damit ruht die Aufgabe, für die Region ein neues Selbstverständnis zu entwickeln, nach wie vor in starkem Maße auf den Schultern jener Menschen, die die nachhaltige Erschütterung des zuvor herrschenden Selbstverständnisses sowie den mühsamen und noch immer nicht abgeschlossenen Bewältigungsweg aus dieser Verunsicherung heraus in ihrer Biografie mit sich tragen.

Eine dominante Erzählstrategie zur Beantwortung dieser Herausforderung ist im Moment in der Region schwer auszumachen. Diese Feststellung schließt auch ihre sprachlich-künstlerische Bearbeitung mit ein. Vielmehr erscheint die Diskurslandschaft des Reviers zu seinen möglichen Zukunftspfaden derzeit zerklüftet und widersprüchlich. Dazu trägt auch die Braunkohleindustrie bei, die gesamtgesellschaftlich in Deutschland zwar als „Brückentechnologie“ und damit als zu überwindendes Auslaufmodell gilt, mit der sich aber in der Region nach wie vor auch aus der bisherigen Lebenserfahrung und identitären Verortung heraus Zukunftshoffnungen verbinden. Daher wird der Streit um die mögliche Erweiterung bestehender Tagebaue und den damit einhergehenden neuerlichen Landschaftsverbrauch derzeit wieder mit großer Intensität geführt. Einen Einblick in diese Debatte und in die mit ihr verbundenen emotionalen Verwerfungen gewährte beispielhaft eine Episode aus dem Winter 2012/13. Der Heimatverein von Terpe/Terpje, in dem sich auch Mitglieder einer Interessenvereinigung zur Imageförderung der Lausitzer Braunkohleindustrie engagierten, trieb zu diesem Zeitpunkt medienwirksam das Vorhaben voran, den Dorfnamen auf dem Ortsschild mit der Unterschrift „Bergbaufreundlicher Ort“ zu ergänzen. Damit sollte nicht zuletzt auch die wirtschaft-

---

<sup>3</sup> Eine zweite ist die ebenfalls seit Jahrzehnten andauernde Nutzung weiter Teile der Heide als militärisches Übungsgelände der mit den politischen Systemen wechselnden Armeen.

liche Bedeutung des nahen Kraftwerks Schwarze Pumpe als Arbeitgeber für viele Bewohner des Dorfes herausgestellt werden. In der Internetpräsentation des Vereins hieß es daher in den Worten seiner Mitglieder zu diesem Zeitpunkt auszugsweise so:

„Terpe – Bergbaufreundlicher Ort – Pro Lausitzer Braunkohle  
Der Bergbau – für viele Diskussions- und Streitthema – ist aber auch Zugpferd für Technologievorsprung, gegen Abwanderung und Verarmung unserer Region und bietet zukünftigen Generationen auch eine Chance, die Lausitz noch attraktiver zu machen. Die Mitglieder des Heimatvereins sprechen sich für die Förderung der Braunkohle in der Lausitz aus.“<sup>4</sup>

Im Kontrast zu diesem politischen Statement fand sich im Kopf der Seite neben einer stilisierenden Zeichnung, die einen Karpfen in einem Fischteich unter einer Baumreihe zeigte, der folgende Text über das Heimatdorf:

„Dieses Wappen hat für Terpe eine uralte Tradition. Es symbolisiert die Verbundenheit des Ortes mit der Natur und der Heimat. Es stellt die örtliche Lage von Terpe inmitten der Lausitz, umgeben von Teichlandschaften und sich im Wind wiegenden Getreidefeldern dar. Uralte Eichen stehen auf märkischem Sand und bilden die so landschaftstypischen Alleen.“

([www.hvterpe.de](http://www.hvterpe.de); abgerufen am 23. 1. 2013)

Dem hier einmal mehr aufscheinenden Widerspruch zwischen dem Herausstreichen des landschaftlichen Idylls der eigenen Heimat einerseits sowie dem Verteidigen des industriellen Arbeitsplatzes, der in seiner Existenz auf die fortwährende Zerstörung eben dieses Idylls angewiesen ist andererseits, konnte man in verschiedenen Texten auf den letzten Seiten begegnen. Neu ist, dass dieser Widerspruch nun nicht mehr in der Breite als allgemein anerkannte, die eigene Identität als Bewohner des Reviers mitkonstituierende Erzählstrategie akzeptiert wird. Der Plan des Terper Vereins stieß daher von unterschiedlicher Seite aus der Region auf offen artikulierten Widerspruch und wurde schließlich mit dem Hinweis auf behördliche Hürden offiziell fallen gelassen.

Neben diesem der Tradition als Bergbauregion und dem mit ihr zusammenhängenden über die DDR-Jahre etablierten Selbstbild verpflichteten Muster, das sich einem wachsenden gesellschaftlichen Rechtfertigungsdruck ausgesetzt sieht, soll hier zum Ausklang eine noch recht schwache Diskurslinie angesprochen werden, die womöglich das Potenzial einer neuen Lausitz-Erzählung bereithält und damit über die derzeitigen Konfliktlinien hinausweist. Dafür soll ein letztes Mal ein Gedicht zitiert werden. Es stammt von der sorbischen Lyrikerin Róža Domašcyna (geb. 1951) aus dem Jahr 1998:

Die tödin kommt  
die sprache verröchelt  
ich benenne noch einmal die dinge  
im bilderbuch wie am anfang: swontschko  
die sonne gelegt in die wasser der flüssin nebenher  
die füchsin die zugleich fuchs ist  
und starka die gänsin  
zischelt mir zu

---

<sup>4</sup> Diese Zeilen sind wie der gesamte Vorgang unterdessen von der Webseite des Heimatvereins wieder verschwunden.

hutschko soj  
 das macht gänsehaut meiner köpfin  
 dass meine mündin  
 nur noch das geräusch des gähnens weiß

frag nicht warum und wieso  
 endet eine sprache

jede sprache verendet mit einem menschen  
 doch wenn du ihn nachahmst läßt du ihn  
 auferstehn in deiner person  
 was wichtig ob er noch lebt –  
 und trachtenteile wie uniformteile  
 sind sowieso aus dem gleichen nest

aber wortflöz ist erdfloz  
 ist das liegende und das hangende  
 an überhängen und bruchstellen  
 nistet die fuchsin

sag huutschko soooj  
 und sie fangen zu gähnen an  
 alle gänse  
 alle  
 (DOMAŠCYNA 1998, 9)

Domašcynas Gedicht stellt eine bemerkenswerte poetische Synthese dar: In deutscher Sprache geschrieben, spielt es mit grammatikalischen und lexikalischen Eigenheiten des Sorbischen, transferiert diese in die Mehrheitssprache und nimmt scheinbar während dieses Vorgangs gleichzeitig von ihnen Abschied, gehören sie doch der „verröchelnden Sprache“ an. In Wirklichkeit jedoch vollzieht sich eine Verschmelzung, die beide Ausgangssprachen, die verklingende wie die aufnehmende, verändert und zu etwas Neuem transformiert. Das geht so weit, dass ganz neue Worte einer neuen poetischen Sprache entstehen. So schreibt die Autorin in den Anmerkungen des Gedichtbandes:

„hutschko soj – weder deutsch noch sorbisch, Beschwörungsformel, die junge Gänse gähnen macht“ (DOMAŠCYNA 1998, 95)

Für den Kontext der vorliegenden Betrachtung ist neben dem allgemeinen Plädoyer für eine hybride Sicht auf die Kulturgeschichte der Lausitz nun die vorletzte Strophe von besonderer Relevanz. Denn hier nimmt Domašcyna in ihre Synthese auch die von den Tagebauen versehrte Landschaft des Lausitzer Reviers mit auf und erklärt die Flöze, um derentwillen all die Anstrengungen der letzten Jahrzehnte unternommen worden waren, ganz bewusst zu einem essenziellen Bestandteil all dessen, was diese Region in ihrem Wesen heute ausmacht. Damit lässt sie die vereinfachende Dichotomie eines noch immer gern zur Bergbaukritik zitierten „Gott hat die Lausitz geschaffen und der Teufel die Kohle darunter vergraben“ hinter sich und inkorporiert, der Spur Kito Lorenc' von 1966 folgend, alle Traditionslinien dieser Landschaft in ein gemeinsames Bild einander wechselseitig bedingender, dabei aber divergierender Elemente.

Die mittlere Lausitz von heute ist im Fazit eine verlustgeprägte Identitätslandschaft und eine völlige Rückkehr zum Status quo ante scheint kaum möglich. Aber die Spuren ihrer vergangenen Geschichte sind nicht verklungen, ohne etwas zurückzulassen, aus dem Neues entstehen kann. Sie haben sich in die Biografien und das Denken der Menschen hier eingepägt und finden sich als landschaftliche Metapher in den weiten Flächen wieder, die die Tagebaue hinterlassen haben und die zunehmend die Fantasie von Alteingesessenen wie Neuankömmlingen und Besuchern des Reviers beschäftigen. Im Obersorbischen heißt die Preiselbeere „brusnica“. Die Braunkohle hingegen ist die „brunica“. Beide wachsen in der Heide und getrennt werden sie in der alten Sprache dieser Landschaft nur durch einen Buchstaben. Beide dienen hier als Existenzgrundlage. Seit Awgust Lapštichs erzwungenem Abschied von seinem Dorf sind aus den Brusnica-Leuten der Lausitz die Brunica-Leute geworden. Dieser Abschnitt ihrer Geschichte geht nun seinem Ende entgegen und hinterlässt der Region und ihren Menschen eine neu zu prägende Landschaft. Wieder gilt es, die Dinge zu benennen. Im Fortschreiten dieses eben erst begonnenen Prozesses der Neugewinnung werden gleichzeitig die Erzählungen produziert, die die Menschen der mittleren Lausitz in Zukunft als die ihren annehmen werden.

## Literatur

- BOEZINGER (1925): Bauer und Industriearbeiter im Kreise Hoyerswerda. Skizzen aus ihrer Umwelt und ihrem Seelenleben. – In: SCHOLZ, K. (Hg.): Heimatbuch des Kreises Hoyerswerda. – Zielke; Bad Liebenwerda: 91–97
- DOMAŠCZYNA, Róża (1998): selbstredend, selbstweit, selbdrift. – Gerhard Wolf Janus press; Berlin: 9
- GUNDERMANN, Gerhard (1997): Engel über dem Revier. – Buschfunk Records; Berlin: Tracks 2, 3
- H. B. (1860): Na lubowanu Bukojnu. – In: Förderverein Begegnungsstätte Zejler-Smolter-Haus Lohsa e.V. (Hg.) (2009): Buchwalde/Bukojna. Erinnerungen an die verlorene Heimat; Lohsa: 3 [Übersetzung E. NAGEL]
- HÜGE, Bernd-Dieter (1984): Kaderakte eines Zugvogels. Gedichte 1966–1982. – Aufbau Verlag; Berlin und Weimar: 69; 135
- LAPŠTICH, Awgust (1931): Das Wendendorf Buchwalde verschwunden. – In: Förderverein Begegnungsstätte Zejler-Smolter-Haus Lohsa e.V. (Hg.) (2009): Buchwalde/Bukojna. Erinnerungen an die verlorene Heimat; Lohsa: 49–53
- LORENC, Kito (1984): Wortland. Gedichte aus zwanzig Jahren. – Verlag Philipp Reclam jun.; Leipzig: 162–164
- LORENC, Kito (1981): Struga. Eine Konfession. – In: LORENC, K. (Hg.): Sorbisches Lesebuch. – Verlag Philipp Reclam jun.; Leipzig: 578–582
- REIMANN, Brigitte (1997): Ich bedauere nichts. Tagebücher 1955–1963. – Aufbau Verlag; Berlin: 120–121
- REIMANN, Brigitte (1974): Franziska Linkerhand. – Verlag Neues Leben; Berlin: 119–122; 490–491; 507
- SCHÜTT, Hans-Dieter (1996): Gundermann: Rockpoet und Baggerfahrer. – Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag GmbH; Berlin: 32–35
- www.hvterpe.de
- Widmungsbogen „Härtewinter 1986“ – Energiefabrik Knappenrode
- ZUSE, Konrad (1992): Aus meinem Leben. – In: HEMPEL, K.-H. (Hg.): Hoyerswerda. Geschichte und Geschichten aus Dörfern und Städten. – Geiger; Horb am Neckar: 208